

Er ist jetzt fast schon ein junger Mann. Die Pubertät macht es nicht einfacher. Noch können wir ihn zu Hause haben, aber der Tag wird kommen, wo es nicht mehr geht. Wird er sich jemals verlieben? Wird er Menschen finden, die ihn lieben? Wir wünschen es uns so sehr.



Cosimo Mangione

„WAS SOLL ER ERZÄHLEN? ER IST DOCH BEHINDERT“

Wenn Eltern für ihre „geistig behinderten“ Angehörigen sprechen

Schaut man sich die geschichtliche Entwicklung der Psychiatrie und der Behindertenhilfe an, kann man ohne große Mühe feststellen, dass diese Arbeitsfelder über längere Zeiträume hinweg von einer fürsorglichen und autoritär-paternalistischen Vorstellung von Hilfe dominiert waren, wodurch zum Teil Bedingungen dafür geschaffen wurden, dass den Klienten fundamentale Grundrechte vorenthalten wurden (Schott & Tölle 2006; Ellger-Rüttgardt 2019). Das Recht, Entscheidungen in Eigenregie zu treffen, das Recht, die eigene Sexualität auszuleben oder das Recht, Verantwortung für die eigene Entscheidung zu tragen und deshalb auch die eigene Lebensgeschichte einem interessierten Gegenüber zu erzählen: All das wurde im Namen des vermeintlichen Wohls des Klienten nicht oder selten zugelassen.

Deren biographische Einzigartigkeit wurde durch diagnostische Wissensbestände oder, präziser ausgedrückt, „essentialistische (devianzorientierte; C.M.) Identitätszuschreibungen“ (Riemann 1987, 439) ersetzt, deren Legitimität von der Übermacht der Institutionen und der darin tätigen Professionellen herrühren (Tranchina 1979, 172ff.). Diagnostische Kategorien und biographieunterdrückende Rahmenbedingungen erzeugten bei den Institutionsinsassen eine bestürzende Sprachlosigkeit hinsichtlich der eigenen (und fremden) persönlichen Entwicklung und Lebensentwürfe.

Die Prozesse der De-Institutionalisierung und Befreiung der Menschen mit kognitiven und psychischen Behinderungen, die im Zuge der italienischen demokratischen Psychiatrie- und weiteren Reformbewegungen, die in Frankreich und England in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts einsetzten, waren eng mit dem Ziel verknüpft, die verschütteten lebensgeschichtlichen Linien der in den Institutionen lebenden Menschen wieder ans Licht zu befördern, anzuerkennen und ihnen „die Würde einer Biographie zurückzugeben“ (Pastore 1994, 100). Die Wiederentdeckung der eigenen Fähigkeiten zur narrativen Selbstthematisierung hatte gleichzeitig nicht nur eine außerordentliche Auswirkung auf die Beziehungsqualität zwischen Arzt und Insasse (Basaglia 2002, 133), sondern auch eine profunde politische Dimension, weil durch das Erzählen die Insassen Gegenentwürfe zu der

Definitionsmacht des Systems und eine neue Orientierungsbasis außerhalb der „totalen Institution“ (Goffman 1961) entwickeln konnten.

All diese Reformbewegungen mündeten in die Forderung des „self-advocacy movement“, wonach Menschen mit Behinderung für sich selbst sprechen sollten (Theunissen 2013) – eine Forderung, welche u.a. die aktuelle Inklusionsdebatte prägt. Auch in der Deutschen Eingliederungshilfe wird seit einigen Jahren intensiv über die sozialarbeiterische Bedeutung von Begriffen wie „Wille“ und „Interessen“ diskutiert (Hinte 2011, 102). Bezüglich des Klienten geht man von einer Person aus, die als vollständiges Mitglied der Gesellschaft anerkannt und gewürdigt wird und als solche die eigene Interessensposition und Willensforderung gegenüber einer Institution artikulieren sollte.

Angesichts dieser erstaunlichen – und aus meiner Sicht begrüßenswerten – Konzept- und Reformentwicklungen der letzten 60 Jahre wird es dem Leser etwas überraschend und wahrscheinlich auch unzeitgemäß vorkommen, wenn es in diesem Beitrag vordergründig um das Phänomen der Übernahme des lebensgeschichtlichen Erzählens seitens der Eltern für ihre „geistig behinderten“ Angehörigen gehen wird. Ich vertrete die These, dass es – trotz der progressiven Humanisierung der Behindertenhilfe – noch nicht (vollständig) gelungen ist, Menschen mit Behinderung die Möglichkeit einzuräu-

Diagnostische Kategorien und biographieunterdrückende Rahmenbedingungen erzeugten bei den Institutionsinsassen eine **bestürzende Sprachlosigkeit**.

men, sowohl im Rahmen von deren Familien als auch in den Institutionen Handlungsverantwortlichkeit und Entscheidungsmacht für die eigene Biographie zu tragen. Ausgehend von den zentralen Ergebnissen meiner Dissertationsarbeit (Mangione 2018) werde ich deshalb im Folgenden zunächst versuchen, die Plausibilität der hier gewählten thematischen Ausrichtung darzustellen und dann, mit Blick auf die konkrete kommunikative Wirklichkeit der Familien, zeigen, wie das Stellvertretend-für-andere-Sprechen an Konturen innerhalb der Interaktion zwischen einer Frau und deren behinderten Tochter gewinnt. Schließlich werde ich einige kurze Hinweise zur Bedeutung meiner Diskussion für die Praxis der Behindertenhilfe formulieren.

ZENTRALE ASPEKTE DES STELLVERTRETENDEN BIOGRAPHISCHEN SPRECHENS DER ELTERN FÜR IHRE BEHINDERTEN ANGEHÖRIGEN

Im Rahmen meiner Promotionsarbeit habe ich versucht, die kommunikativen Eigenheiten und die zentralen familienbiographischen Prozesse, die charakteristisch für Familien mit „geistig behinderten“ Angehörigen sind, empirisch zu erfassen und zu diskutieren.

Die ersten Überlegungen zu diesem Projekt verdanke ich einigen Beobachtungen während meiner beruflichen Tätigkeit als Sozialpädagoge in einer Einrichtung der Behindertenhilfe. In diesem Kontext war ich immer wieder irritiert zu sehen – auch angesichts der allgegenwärtigen Diskurse über Inklusion und Selbstbestimmung –, mit welcher beeindruckenden Regelmäßigkeit die Eltern im Rahmen von Beratungsgesprächen für das erwachsene Kind mit Behinderung in dessen Anwesenheit und für dieses bestimmte kommunikative Aktivitäten übernahmen. Sie beantworteten z. B. Fragen, die an die behinderte Person gerichtet waren oder erzählten für diese deren Lebensgeschichte. In einem dieser ersten Gespräche, als ich versuchte, einen jungen Mann mit einer kognitiven Beeinträchtigung zum Erzählen zu animieren, erwiderte der anwesende Vater verärgert: „Was soll er erzählen? Er ist doch behindert.“ Eine solche Schlussfolgerung, die Behinderung und biographische Sprachlosigkeit gleichsetzt, musste ich in unterschiedlichen Interaktionskonstellationen und Überzeugungstiefen immer wieder hören und dies spornte mich an, auf einer empirischen Basis den Bedingungs-komplex zu rekonstruieren, dem solch eine kommunikative Dynamik zugrunde liegt.

Aufgrund meiner Beobachtungen entwickelte ich den Verdacht, dass die Ausprägung und Systematizität von solchen Phänomenen der Enteignung des biographischen Sprechens Ausdruck einer komplexen und paradoxen Interaktionsstruktur zwischen den Eltern und dem behinderten Familienmitglied waren. Nach meinen ersten Erhebungen stellte ich zudem fest, dass in vielen dieser Familien die Eltern nicht bloß für deren behinderten Angehörigen sprachen. Die Eltern übernahmen stellvertretend auch eine Reihe an biographischen Operationen, wie die Planung von Zukunftsentwürfen, die Abwägung zwischen unterschiedlichen biographischen Linien usw.: Also, all das, was wir mit Corbin und Strauss „biographi-

sche Arbeit“ (1988) nennen. Ich war offensichtlich auf ein Phänomen gestoßen, das in der sozialwissenschaftlichen Forschung bisher kaum berücksichtigt worden war. Mit meinem Promotionsprojekt verband ich die Möglichkeit, mehr über die Art und Weise in Erfahrung zu bringen, wie Eltern die zentralen Operationen der biographischen Arbeit für die betroffene Person stellvertretend übernehmen. Es ging aber auch darum, die kommunikativen Praktiken, die Kernprobleme und Dilemmata, die für das Zusammenleben von solchen Familien prägend waren, festzuhalten und zu überlegen, was diese Phänomene allgemein über die Interaktionen verraten.

Es war das Ziel, die **verschütteten lebensgeschichtlichen Linien** wieder ans Licht zu befördern, anzuerkennen und ihnen „die Würde einer Biographie“ zurückzugeben.

Somit vereint die Untersuchung methodische Stränge aus der biographischen und der konversationsanalytischen Forschungstradition und versucht bei der Zusammensicht der unterschiedlichen kommunikativen Darstellungsebenen (retrospektive und aktuellkommunikative), die Mannigfaltigkeit und komplexe Dynamik der biographischen Arbeit der Eltern von „geistig behinderten“ Menschen zu erfassen.

Um mein Erkenntnisinteresse zu verfolgen, habe ich 19 „narrative Interviews“ (Schütze 1987) mit Paaren und Familien durchgeführt, in denen es darum ging, die Eltern – z.T. auch zusammen mit dem erwachsenen behinderten Familienmitglied – zu einer Erzählung der Familiengeschichte und insbesondere der Geschichte der Eltern mit dem „geistig behinderten“ Angehörigen anzuregen. Zusätzlich habe ich punktuell autobiographisch-narrative Interviews mit den einzelnen Elternteilen und dem behinderten Familienangehörigen durchgeführt. Hinzu kommen drei weitere Interviews mit Familien, deren Kinder sich momentan im Schulalter befinden. Insgesamt konnte ich für die Analyse auf 41 Interviews zurückgreifen. Die Erhebung des Materials erfolgte in Orientierung am Prinzip des Theoretical Sampling. Bei der Analyse des Materials habe ich mich an biographie- und konversationsanalytischen Kriterien orientiert.

In der analytischen Beschäftigung mit dem gesamten empirischen Datenmaterial habe ich die Problemstellungen, Handlungsparadoxien und Dilemmata heraus-

Die politische Dimension zeigte sich darin, dass durch das Erzählen die Insassen **Gegenwürfe** zu der Definitionsmacht des Systems und eine neue Orientierungsbasis außerhalb der „totalen Institution“ **entwickeln konnten**.

Es ist **noch nicht (vollständig) gelungen**, Menschen mit Behinderung die Möglichkeit einzuräumen, sowohl im Rahmen von deren Familien als auch in den Institutionen **Handlungsverantwortung** und **Entscheidungsmacht** für die eigene Biographie zu tragen.

gearbeitet, welche sowohl im Rahmen der Rekonstruktion der Familiengeschichte als auch in der Aktualkommunikation zwischen der behinderten Person und den weiteren am Interview beteiligten Angehörigen sichtbar werden. Ich habe dieses komplexe Geflecht von Phänomenen unter der – für mein theoretisches Modell grundlegenden – Kategorie der *autonomisierenden stellvertretenden biographischen Arbeit* analytisch betrachtet. Mit dieser Kategorie, die in der bisherigen biographie- und familienanalytischen Forschung nicht in den Blick geraten ist, verbinde ich die zentrale Erkenntnis, dass die Eltern aufgrund der „geistigen Behinderung“ ihrer Kinder gezwungen sind, für diese langfristig biographische Aufgaben in der Erwartung zu übernehmen, dass dadurch die Autonomie der betroffenen Angehörigen gefördert werden kann. Aufgrund der Unaufhebbarkeit der kognitiven Beeinträchtigung stoßen allerdings solche Autonomisierungsversuche immer wieder auf ihre Realisierungsgrenzen und verstärken dadurch paradoxerweise die Abhängigkeit der behinderten Familienmitglieder von ihren Eltern. Es werden bei der Rekonstruktion der Familiengeschichten somit eine Reihe an Handlungsdilemmata und Kernschwierigkeiten erkennbar, die für solche Beziehungsgeflechte spezifisch sind und welche die Handlungsorientierung der Eltern erschweren können.

Aufgrund der **lebensgeschichtlichen Zeitknappheit** werden die Eltern mit belastenden dilemmatischen Situationen konfrontiert und fast genötigt, für das Kind **an seiner Stelle** einen Lebensentwurf für es zu planen.

In diesem Zusammenhang ist z. B. das *Dilemma zwischen der Notwendigkeit des kontinuierlichen Unterstützungsbedarfs der betroffenen Angehörigen und der lebensgeschichtlichen Zeitknappheit der Eltern* deutlich geworden. Dazu gehören ein verändertes Zeiterleben bei den Eltern, die Entwicklung einer biographischen Perspektive für den behinderten Angehörigen auf der Grundlage einer starken Unsicherheit hinsichtlich der eigenen potentiell noch vorhandenen Lebenszeit und die Herbeiführung von Entscheidungen (z. B. Umzug in ein Wohnheim), welche evtl. für einen bestimmten lebensgeschichtlichen Zeitpunkt noch unangemessen sind, weil diese zu früh oder zu spät arrangiert werden.

Aufgrund der „geistigen Behinderung“ bekommt auch die erwartbare Entwicklungsperspektive der behinderten Person unklare Umriss, weshalb es für die Eltern schwierig wird, eine deutliche biographische Linie für den betroffenen Angehörigen zu entwerfen. Vor dem

Hintergrund dieser tiefen familienbiographischen Unsicherheit werden die Eltern an wichtigen lebenszyklischen Übergängen der betroffenen Person mit belastenden dilemmatischen Situationen konfrontiert und sind fast genötigt, für das Kind an seiner Stelle einen Lebensentwurf für es zu planen.

Eine weitere grundlegende und eng damit verbundene Problematik ist, dass Eltern für ihre Einschätzung hinsichtlich der Belastungsgrenzen und der potentiellen Autonomieentwicklung des Kindes oftmals nur eine brüchige Beurteilungsgrundlage zur Verfügung haben. Diese Schwierigkeiten erschweren die langfristige Arbeit der Familie an Zukunftsentwürfen für die behinderte Person und schaffen zum Teil Bedingungen dafür, dass eine familienbiographische Haltung entsteht, wodurch die biographischen Ansprüche der behinderten Person oder auch die der Eltern für sie „zu früh“ – gemessen an der potentiellen Offenheit der biographischen Entwicklung – festgelegt werden.

Des Weiteren habe ich mich mit den Handlungs- und kommunikativen Schwierigkeiten beschäftigt, die während der Interviews in der Aktualkommunikation zwischen den Eltern bzw. weiteren Angehörigen und dem behinderten Familienmitglied deutlich werden. Diese Schwierigkeiten sind unterschiedlichen Umständen geschuldet, nicht zuletzt der interaktionslogischen Struktur der Beziehung von Eltern zu ihren „geistig behinderten“ erwachsenen Kindern und den Annahmen über deren gesellschaftlichen Status. So fielen insbesondere interaktive Situationen auf, in denen die Darstellungsbeiträge der behinderten Person offenkundig diskreditiert wurden oder völlig unbeachtet blieben, oder auch Situationen, in denen sich die Eltern über das betroffene Familienmitglied in seiner Anwesenheit mit einer stigmatisierenden und verletzenden Sprache unterhielten – und zwar so, als ob es gar nicht da gewesen wäre. In den Situationen, in denen es dann doch zu einer gemeinsamen interaktiven Aushandlung der biographischen Ansprüche hinsichtlich der Zukunftspläne der behinderten Person kam, wurde oftmals der Versuch der Eltern augenfällig, ihre Deutungshoheit bezüglich der Steuerung der biographischen Planung durch Etikettierungen und ausgedehnte Argumentationsaktivitäten zu legitimieren und durchzusetzen.

EINE EMPIRISCHE ILLUSTRATION: INTERVIEW MIT FAMILIE SCHENKE

Es wäre an dieser Stelle sicherlich vermessen, das familienbiographische Erzählen in seiner Komplexität darzustellen, weshalb ich mich auf die Veranschaulichung einer zentralen und immer wieder beobachtbaren Interaktionsdynamik in diesen Familien beschränken werde. Es handelt sich um ein Kommunikationsgeschehen, das

Ein **zentrales Problem** für die Eltern ist die Notwendigkeit, der betroffenen Person zur **selbständigen biographischen Arbeit** zu **verhelfen**, obwohl sie zugleich spüren, dass ihre **habitualisierte Schutzhaltung** und die entsprechende stellvertretende biographische Arbeit geboten erscheinen.

regelmäßig in der sozialarbeiterischen Beratungspraxis mit betroffenen Familien – und zwar unabhängig von den Anstrengungen der Professionellen, ein inklusives Gesprächsarrangement zu gestalten – sichtbar wird und die Berater vor erhebliche Herausforderungen stellt.

Folgende Passage stammt aus einem narrativen Interview mit Familie Schenke². An dem Gespräch mit mir (I) nehmen Daria (D), eine junge Frau mit einer kognitiven Beeinträchtigung, und Frau Schenke, ihre Mutter (M) teil. Ein wichtiges familienbiographisches Thema stellt der Wunsch Darias dar, Mutter zu werden. Zum Zeitpunkt des Gespräches hat sie vor einigen Monaten ein Kind zur Welt gebracht und lebt mit diesem bei ihrer Familie:

I: Ähm. Also, äh okay. Du wolltest ein Kind und dann, wie ging's weiter? Hast du mit deiner Familie gesprochen oder?

M: Die hat uns dann erzählt, dass sie schwanger ist und/

I: Also danach?

D: Ja danach.

M: Wenn das schon passiert, natürlich hat die Mama das auch erfahren. Wir haben auch so ein Test gemacht und – und dann sind wir gleich zur Frauenärztin gegangen, weil dort waren wir schon. Wir wollten/ ich wollte damals schon, dass sie verhütet und bis dass wir hin und her, das war's dann schon zu spät.

I: Mhm, okay. Okay.

M: Wir haben auch viel Untersuchungen gehabt, Nackenfalten. Das müssen wir alles selber zahlen, weil die Krankenkasse übernimmt das nicht. Wir haben viel Untersuchungen gehabt und dann waren wir noch in B, in Frauenklinik. Dort waren wir – dort haben sie auch uns untersucht.

Auffällig in diesem Abschnitt ist zunächst, dass meine Frage an Daria von der Mutter für diese beantwortet wird. Dieses Muster der „stellvertretenden biographischen Arbeit“, das sich übrigens für das gesamte Interview nachweisen lässt, verrät, dass in der Interaktion eine Haltung vorherrscht, wonach der Tochter ein fraglicher Partizipations- und Familienmitgliedschaftsstatus zugeschrieben wird. Obwohl sie am Interview teilnimmt und auch vom Forscher als verantwortliche Rednerin adressiert wird, ist die Mutter diejenige, die das Gespräch dominiert und die Erfahrungsperspektive der Tochter für diese artikuliert.

Von zentraler Bedeutung ist zudem die Positionierung Frau Schenkes als diejenige, die versucht, die erwachsene Tochter davon zu überzeugen, zu verhüten: „Wir wollten/ ich wollte damals schon, dass sie verhütet und bis dass wir hin und her, das war's dann schon zu spät.“ Formal gesehen stellt dieser Satz eine kurze Unterbrechung der chronologisch gestalteten Haupterzähllinie dar, die von der Erzählerin gleich im Anschluss fortgesetzt wird: „Wir haben auch viel Untersuchungen gehabt.“ Die Mutter merkt, dass sie etwas ausgeblendet hat, was zur Plausibilisierung der Erzählung noch hinzugefügt werden muss.³ Mit diesen zusätzlichen

Informationen versucht Frau Schenke auch ihr Handeln zu legitimieren und Vorwürfe, mit denen sie evtl. in der Vergangenheit konfrontiert wurde oder seitens des Interviewers hätte konfrontiert werden können – etwa die Tochter nicht aufgeklärt zu haben –, zu antizipieren und zu entkräften. Es scheint so, als ob sich die Familie bereits vor der Schwangerschaft darum bemüht hatte, Daria vor einer potentiellen Mutterschaft zu schützen. Unklar bleibt, ob es einen konkreten Anlass für diese Sorge gab und wie dies von den Eltern erfahren wurde. Jedenfalls werden mit dem oben erwähnten Einschub die ambivalenten Anstrengungen Frau Schenkes deutlich, Daria eigenständige Handlungsoptionen zuzutrauen (ihre Entscheidung hinsichtlich der Gestaltung ihres Sexuallebens) und im selben Atemzug die Tochter von Entwicklungen fernzuhalten, die aus ihrer Sicht nicht mit den Fürsorgepflichten der Familie vereinbart werden können. Es geht also um die Sorge bezüglich einer Schwangerschaft Darias. Dass die Verhütungsperspektive nicht umgesetzt wird, dürfte evtl. mit der Gegenwehr Darias und ihrem Versuch zu tun haben, ihre eigensinnigen biographischen Pläne und Mutterschaftsbestrebungen auch gegen die Macht der Mutter durchzusetzen. Die eingetretene zeitliche Verzögerung, die wahrscheinlich mit dem Widerstand Darias zu tun hat, wird durch die etwas unklare Formulierung „bis dass wir hin und her“ zum Ausdruck gebracht. Es wird an dieser Stelle ein zentrales Problem für die Eltern sichtbar, nämlich die Notwendigkeit, der betroffenen Person zur selbständigen biographischen Arbeit zu verhelfen, obwohl die Eltern zugleich spüren, dass ihre habitualisierte Schutzhaltung und die entsprechende stellvertretende biographische Arbeit geboten erscheinen.

Aus dieser Perspektive könnte man von *Selbstbestimmungsparadox* sprechen. Mit diesem Begriff verbinde ich die spannungsreiche Situation, in der Eltern darum bemüht sind, Bedingungen dafür zu schaffen, dass die behinderte Person in Eigenregie Entscheidungen trifft, die ihre biographische Planung anbelangen, und in der die Eltern zugleich die Verpflichtung spüren, im Vorfeld die Bandbreite an möglichen Optionen auf wenige, für das betroffene Familienmitglied realistische und sicherheitsmaximierende Möglichkeiten einzuschränken. Dabei wird auch die Spannung zwischen dem Willen der Eltern, die biographische Perspektive für das Kind offen zu halten, und dem Festhalten an einem biographischen Plan der Eltern für ihr behindertes Kind sichtbar.

Es wird deutlich, dass die Mutter, um Impulse für die Autonomisierung des Kindes zu setzen, an seiner Stelle die biographische Arbeit übernehmen muss, was sich formal in der Übernahme des lebensgeschichtlichen Erzählens niederschlägt. Eine solche heteronome Rahmung der pädagogischen Anstrengungen der Eltern ist auch bei nicht-behinderten Kindern die Regel, und dennoch

stoßen diese Anstrengungen bei Familien mit kognitiv beeinträchtigten Kindern immer wieder an die unaufhebbaren Grenzen der Behinderung, sodass die Interaktion paradoxe Züge annimmt.

Ein zentrales Ergebnis der Studie ist, dass die paradoxe Struktur der Interaktion zwischen Eltern und deren „geistig behinderten“ Angehörigen mit besonderer Schärfe zum Vorschein tritt, weil die allgemeine Annahme über die Möglichkeit einer Verständigung, also die Annahme über die Möglichkeit Intersubjektivität herzustellen, aufgrund der kognitiven Einschränkung der behinderten Person seine Gültigkeit einbüßt.

FAZIT

Die in diesem Beitrag skizzierte Gesprächsdynamik, in der ein Elternteil für einen anderen „behinderten“ Familienangehörigen einspringt und somit seinen Anspruch auf seine „kommunikative Selbstvertretung“ (Reitemeier 2006, 197) verletzt, könnte Anlass für methodische Weiterentwicklungen in der Behindertenhilfe werden.

So könnte die Reflexion solch eines Phänomens eine zentrale und unmittelbare praktische Implikation für

die anwendungsbezogene professionelle Fallarbeit haben. Hinsichtlich dieser Ebene lässt sich die Notwendigkeit erkennen, Professionelle für einen selbstreflexiven und nicht mystifizierenden Umgang mit normativen Theorien – hier z.B. über Behinderung und Inklusion – zu sensibilisieren. Dazu gehören auch – im Bewusstsein der Handlungsschwierigkeiten, die für Familien mit behinderten Angehörigen prägend sind – eine umsichtige Gestaltung der professionellen Interaktion mit diesem Beziehungsgeflecht und die Schaffung von Gelegenheiten der erkenntnisproduktiven Selbstthematization für die betroffenen Angehörigen.

Die **Spannung** zwischen dem **Willen der Eltern**, die biographische Perspektive für das Kind offen zu halten, und dem **Festhalten** an einem **biographischen Plan** der Eltern für ihr behindertes Kind wird sichtbar.

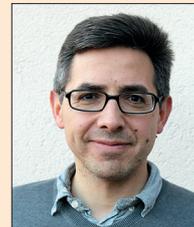
LITERATUR

- Basaglia, F. (2002):** Die Entscheidung des Psychiaters. Bilanz eines Lebenswerks. Bonn: Psychiatrie-Verlag.
- Corbin, J. M. & Strauss, A. L. (1988):** Unending Work and Care. Managing Chronic Illness at Home. San Francisco/ Oxford: Jossey-Bass Publishers.
- Ellger-Rüttgardt, S. L. (2019):** Geschichte der Sonderpädagogik: Eine Einführung. 2. Auflage. München/Basel: Ernst Reinhardt Verlag.
- Goffman, E. (1961):** Asylums. Essays on the Social Situation of Mental Patients and Other Inmates. Garden City, New York: Anchor Books.
- Hinte, W. (2011):** Sozialräume gestalten statt Sondersysteme befördern. Zur Funktion Sozialer Arbeit bei der Gestaltung einer inklusiven Infrastruktur. In: Teilhabe 50(3), 100–106.
- Mangione, C. (2018):** Familien mit „geistig behinderten“ Angehörigen: stellvertretende biographische Arbeit, Handlungsparadoxien und -dilemmata. Opladen et al.: Barbara Budrich Verlag.
- Pastore, V. (1994):** Vita e miracoli della legge 180. In: Fiorino, V. (Hrsg.): Rivoltare il mondo, abolire la miseria. Un itinerario dentro l'utopia di Franco Basaglia: 1953–1980. Pisa: Edizioni Ets, 97–114.
- Reitemeier, U. (2006):** Aussiedler treffen auf Einheimische. Paradoxien der interaktiven Identitätsarbeit und Vorenthaltung der Marginalitätszuschreibung in Situationen zwischen Aussiedlern und Binnendeutschen. Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag.
- Riemann, G. (1987):** Das Fremdwerden der eigenen Biographie. Narrative Interviews

- mit psychiatrischen Patienten. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Schott, H. & Tölle, R. (2006):** Geschichte der Psychiatrie. Krankheitslehren, Irrwege, Behandlungsformen. München: Verlag C.H. Beck.
- Schütze, F. (1987):** Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien: Erzähltheoretische Grundlagen. Teil I. Merkmale von Alltagserzählungen und was wir mit ihrer Hilfe erkennen können. Studienbrief der Fernuniversität Hagen.
- Theunissen, G. (2013):** Empowerment und Inklusion behinderter Menschen. Eine Einführung in Heilpädagogik und Soziale Arbeit. 3., aktualisierte Auflage. Freiburg i. B.: Lambertus-Verlag.
- Tranchina, P. (1979):** Norma e antinorma. Esperienze di psicanalisi e di lotte antistituzionali. Milano: Feltrinelli Editore.

FUSSNOTEN

- 1 Ich werde in diesem Beitrag den Begriff „geistig Behinderte“ nutzen, aber diesen – als Zeichen meiner analytischen Distanz dazu – stets in Anführungszeichen setzen. Damit möchte ich zeigen, dass es sich um einen Begriff handelt, dem ich während meiner Arbeit im Feld begegnet bin, als z.B. Eltern die Beeinträchtigung ihrer Kinder beschreiben wollten.
- 2 Die Familie hat einen Migrationshintergrund. Alle Namen wurden anonymisiert.
- 3 Solche Einschübe werden von Schütze „Hintergrundkonstruktionen“ (1987, 222) genannt und spielen in seinem Auswertungsverfahren eine wichtige Rolle.



Cosimo Mangione, Prof. Dr.

Studium der Sozialpädagogik an der Universität Bamberg, Promotion an der Universität Magdeburg. Professor für Theorien und Handlungslehre der Sozialen Arbeit mit besonderem Schwerpunkt auf Rekonstruktive Sozialforschung an der Technischen Hochschule Nürnberg Georg Simon Ohm. Lehr- und Forschungsschwerpunkte: Biographieforschung, Familienforschung, Disability Studies, Interaktionsanalyse, Rekonstruktive Soziale Arbeit, Professionsforschung, Soziale Arbeit im Kontext von natürlichen Katastrophen.

cosimo.mangione@th-nuernberg.de